

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1915. * Nr. 44

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Sahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dem Verteidiger ward sein Plädoyer sehr schwer gemacht. In temperamentvoller Weise suchte er die einzelnen Anklagepunkte der Staatsanwaltschaft zu widerlegen, fand die Anklage lückenhaft und unzulänglich begründet und die Schuld des Angeklagten durchaus uner-

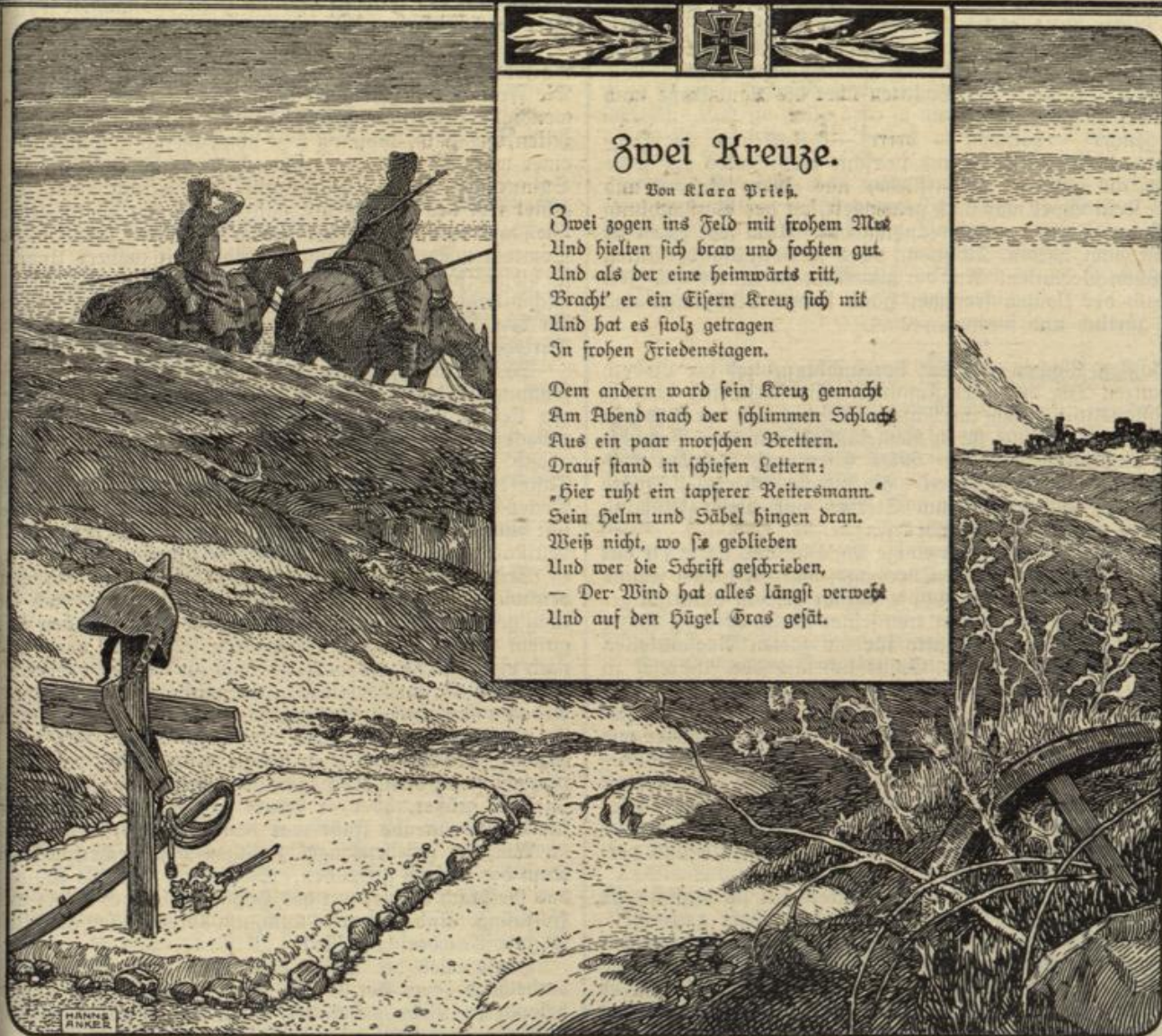
wiesen. Er betonte die Unbescholtenheit des Angeklagten und konstatierte alles in allem nur ein Zusammenkommen unglückseliger Zufälle, die nicht zu einer Verurteilung führen dürften. Dann bat er die Geschworenen, nicht zu vergessen, daß der Forstwächter Schlumberger seine fürchterliche Anklage im Fieberzustande gesprochen hatte und knüpfte daran eine lange psychologische Abhandlung über die wunderlichen Gehirnaffektionen eines Fieberkranken. — Endlich bezeichnete er die Frage, ob vorsätzlicher Mord vorliege, als ganz unberechtigt, da es sich im schlimm-

Zwei Kreuze.

Von Klara Frieß.

Zwei zogen ins Feld mit frohem Mut
Und hielten sich brav und fochten gut
Und als der eine heimwärts ritt,
Bracht' er ein Eisern Kreuz sich mit
Und hat es stolz getragen
In frohen Friedenstag.

Dem andern ward sein Kreuz gemacht
Am Abend nach der schlimmen Schlacht
Aus ein paar morschen Brettern.
Drauf stand in schiefen Lettern:
„Hier ruht ein tapferer Reitermann.“
Sein Helm und Säbel hingen dran.
Weiß nicht, wo sie geblieben
Und wer die Schrift geschrieben,
— Der Wind hat alles längst verweht
Und auf den Hügel Gras gesät.



ten Falle um einen Totschlag im Zustande der Nothwehr handeln könne. Er ersuchte aber die Herren dringend, die Schuldfragen über seinen Klienten in jedem Punkte zu verneinen.

Noch einmal wiederholte sich das Wortgefecht zwischen Anklage und Verteidigung in etwas kürzerer Form. Dann erteilte der Präsident dem Angeklagten das letzte Wort.

Auf die Frage, ob er noch etwas zu sagen habe, entgegnete der Martin wiederum:

„Ich bin unschuldig. Ich weiß nichts von der ganzen Sache!“

Dann trat die Pause ein, während welcher die Geschworenen sich zur Beratung zurückgezogen. Es dauerte eine geraume Zeit, bis sie wieder in den Saal traten und der Obmann das Resultat vorlas: Die Schuldfrage auf vorsätzlichen Mord war verneint, aber eine solche auf Totschlag bejaht. Auch wurden mildernde Umstände zugebilligt. Um ein Uhr verkündigte der Gerichtshof im Namen des Königs das Urtheil:

„Der Angeklagte Martin Oßwald, Müllerknecht aus Furtmühlbach, war des Totschlages nach § 21 des Strafgesetzbuches, verübt an dem Forstwächter Karl Schlumberger, für schuldig befunden worden und ist infolgedessen zur Abkürzung einer Zuchthausstrafe von fünf Jahren und vier Monaten verurtheilt.“

Dann folgte eine lange Ausführung der Begründung.

Im allgemeinen hatte man im Gerichtssaal dieses Urtheil wohl erwartet. Es überraschte nicht sonderlich. Auch der Martin nahm es gleichmüthig auf. Erst als er sah, daß die Lisbeth ganz verständnislos nach dem grünen Tische starrte, als erwarte sie noch einen Widerruf oder einen ergänzenden Trost von einem der drei Herren in den schwarzen Talaren, — wie er das gequälte Entsetzen las in ihrem lieben Gesichtchen, da wurde er weich. Eine große Träne glänzte in seinen hellen Augen und plötzlich überwältigt und gerührt flüsterte er: „Mein Flachsstöpsel.“

Dann wurde er von den beiden Gendarmen abgeführt.

Als er am Ende eines langen Ganges, der nach seiner Untersuchungszelle führte, noch einmal zurück sah zum dämmern den Licht der Freiheit, da saßte er einen seltsamen Blick auf. Der Brennermüller war es, der ihm nachschaute, inmitten einer Schar Neugieriger. Dieser hatte in der Verhandlung als Zeuge fungiert, nachdem die Staatsanwaltschaft die Anklage der Mitschuld gegen ihn bald nach der Voruntersuchung zurückgezogen hatte.

Am Nachmittag jagte der Schlitten über die Landstraße nach Furtmühlbach zurück.

„Hüo, Fuchs — hotiooh — brrrr —!“ knirschte der Hagmayerbauer auf seinem Bod und peitschte rücksichtslos auf seine Pferde ein, als gälte es zu entfliehen aus einem Sodom und Gomorra. Kein Wort war noch gewechselt seit der Verhandlung zwischen Vater, Tochter und Freundnachbar. Auch jetzt saßen sie wortlos auf dem harten Schlitten, jedes schwermüthig versunken in seine trüben Gedanken. Nur der alte Andresel tastete von Zeit zu Zeit nach der kleinen frostigen Hand seines Schütlings und drückte sie zärtlich und stumm.

Die nächsten Wochen nach der Verhandlung blieb die Lisbeth fast den ganzen Tag auf ihrer Kammer. Sie fühlte sich schuldig oder wenigstens mitschuldig an Martins Geschick und der Gedanke zehrte an ihr und peinigte sie in Gemeinschaft mit dem Bewußtsein ihrer unglücklichen Liebe. Alles Essen und Trinken verschmähte sie in den ersten Tagen. Sie bildete sich ein, sie wäre krank, körperlich schwerkrank zum Sterben und dieser Umstand hatte beinahe etwas Verjöhnendes für sie.

Der alte Andresel war schon einige Male da und hatte ihr gut zugesprochen. Auch Grete, die Obermagd, warf in diesen Tagen ihre rauhe Schale ab und entpuppte sich ihr als ein innerlich gemüthvoller und guter Mensch, der trotz seiner fünf und vierzig Jahre noch Sinn und Verständnis hatte für die arten Regsamkeiten einer jungen, liebenden Seele. Schließlich kam der Andresel zu dem Resultat: Sie muß allein mit sich fertig werden. Und darin behielt er recht. Eines Tages hatte sich ihre starke Natur durchgerungen zur unabänderlichen Wirklichkeit. Sie ging wieder wie früher aufrecht und einfach zwischen den Leuten und ihren Geschäften nach. Nur in den Augen lag ihr jetzt eine tiefe Trauer und um ihren Mund zeigte sich ein schwermüthiger, beinahe harter Zug. Um die andern Menschen kümmerte sich die Lisbeth wenig. Sie sah nicht, wie man ihr auf der Straße nachblidete und verächtlich mit den Achseln zuckte.

Nur unter der eifigen Ruhe ihres Vaters litt sie täglich. Er hatte mit ihr seit der Verhandlung noch kein Wort gewechselt, sie kaum eines Blickes gewürdigt. Aber wenn er tagsüber mit den Knechten und Mägden hantierte, hörte sie aus seinen Worten einen grossen Unterton heraus, der ihr galt. Oder wenn er des Abends von seinem Lederfessel aus über seine Zeitung hinweg ins Leere stierte, dann wußte sie, daß die Ursache dieser düsteren Sorgenfalte zwischen den buschigen Augenbrauen sein einziges

Kind war, an das er dachte wie an etwas Schmutziges. Vater konnte sein Mädel nicht mehr verstehen. Sein starr beugbarer Begriff von Ehrenhaftigkeit und Kindespflicht, seinen Weg finden zu ihrem Herzen und keine Worte, schämte sich ihrer vor den Menschen.

Die Lisbeth empfand es schwer und grausam und wurde sie von einem herzlichen Mitleid erfaßt für diesen alten Mann, der ihr Vater war, und den sie lieben und mußte ob seines geraden und wahrhaftigen Sinnes.

War sie denn nicht sein leiblich Kind, eine Hagmayer? Blut von jenem Geschlecht der Hagmayer, dem der Stolz, Ehrsamkeit im Nacken saß, wie dem Zugstier das Joch? er sie nicht in guten Stunden sein „Hagmaile“ und seinen genannt? Konnte er jetzt so nieder von ihr denken? Wiederholt hatte sie sich vorgenommen, mit ihm zu sprechen, ihn mit warmen, verjöhnenden Worten aufzuklären über Abend, über ihr Wesen, über Martin und all das Trübe der Wochen. Mußte er nicht Anteil finden an ihrem Schmerz, ihrem Kummer? Sie hoffte zuversichtlich, ihn umzustimmen.

Aber wenn es dann so weit war und sie reden sollte, da slog aller Mut und alle Zuversicht an seinem strengen Blick. Vater war sehr jähzornig. Er hatte sehr häßliche Worte in schaft, das wußte sie auch und fühlte sich nicht stark genug.

Einmal kam er aus der Scheune, wo in diesen Tagen gedroschen wurde. Er war schlechter Laune und als er engen Gang, der von der Küche in die kleine Rauchkammer mit der Lisbeth zusammentraf, so daß eines dem andern weichen mußte, da stieg ihm in dunkler Röthe der heiße Kopf und er herrschte sie an im Ausdruck höchster Verachtung: „Geh mir aus'm Weg, du —! Oder ich vergesse!“

Dies waren die einzigen Worte während langer Zeit, Hagmayerbauer an sein „Hagmaile“ richtete.

Mittlerweile hatte sich der Winter sehr grimmig und wüthig gestaltet. Unaufhörlich fielen die Floden, bald in dem Einerlei, bald in stürmischer Masse. Der Schnee lag fußhoch auf den Feldern und die Heimbodelstannen seufzten ihrer weißen Last.

In dieser Zeit der sogenannten Bauernfeiertage mußten Dorfbewohner in der Hauptsache auf die Hausarbeit beschränkt. Die Frauen und Mädchen verschiedener Häuser, wenn sie wendigte Hausfrauenschaft, das Herrichten der täglichen Zeiten, getan ist, kommen jetzt abwechselnd zusammen in einer warmen Stube und sitzen dann plaudernd und singend Spinnroden, beim Strickstrumpf oder Stidrahmen. Der achtet jetzt des Alltags mit ganz besonderer Sorgfalt auf Viehstand und bringt seine Felsgerätschaften für den kommenden Sommer wieder in Ordnung. Aber mit wahrer Ungeduld in dieser Jahreszeit auch der Postbote erwartet, der am nachmittage aus der Stadt kommt und das Wochenblättchen. An den Sonntagen nach der Mittagskirche geht man in das Wirtshaus zum Kartenspiel oder zu einem politischen

So kam Weihnachten, das Fest der Erlösung und der Verjöhnung. Wie alljährlich, seit der Mutter Tod, hatte die ein kleines Christbäumchen gepunkt und das übliche Gebeten. Wie alljährlich saßen Vater und Tochter am Abend in der Vorderstube beim licht- und freudestrahlenden Tannenbaum, und wie alljährlich war auch an diesem Abend der Andresel erschienen, unter dem Arm eine große mit Rum tragend, die er sich für seinen besonderen Zweck in der Stadt zu kaufen pflegte.

Seit mehreren Jahren hatte für die beiden Nachbarn ein bewundernswerthiger Abend vor der heiligen Weihnacht noch an Bedeutung gewonnen, denn immer, wenn sie an demselben zu dem gutem Gebärd beglücklich ihren Grog schlürften, den der Andresel nach eigenem Rezept ausgezeichnet zu brauen verstand, war dann die weiheliche Stunde gekommen, in welcher die beiden Bauern sich ihre gegenseitigen Grobheiten vergalt. Sie im entfliehenden Jahre in ihrer derben Art sich vergalt. Der Andresel sagte sich zwar im stillen, daß er der herziger war, denn des Hagmayers Konto war in dieser Beziehung größer, aber er freute sich darob und die Fremde für das kommende Jahr war damit erneuert und gesichert.

Wie ein Friedensengel zwischen den beiden Männern dann die Lisbeth gestanden. Sie war es, um die sich am Abend das Gespräch drehte, um des Hagmayerbauers Stolz und Hoffnung. Und sie war es auch, um derentwillen der alte so gute Nachbarschaft hielt.

Heute blieb die Weihe aus. Auf dem Tisch dampfte verheißend schon der Grog. Der Andresel hatte ihn in besonderer Liebe zubereitet, denn er versprach sich nicht mindesten von ihm, wie überhaupt vom ganzen Abend, eine verjöhnende heilsame Wirkung für das derzeitige Verhältnis.

und Tochter. Aber der Hagmayer sah trübsinnig in seinem Kessel. Die Lisbeth hatte, um der peinlichen Stille auszuweichen, eine Handarbeit ergriffen und auch der Andrefel suchte nach einer passenden Einleitung. So hatte statt der letzten Weihnachtsfreude eine recht dumpfe Stimmung in der Gemütern Platz genommen.

Der Gesindelammer her drang jetzt freudiger Lärm. Dort oben übermaged die dankbare Rolle des Christkindchens übergeben und eben anscheinend zu vollster Zufriedenheit aussteigen. In einem der benachbarten Häuser sangen Kinder:

„Ehre sei Gott in der Höhe
Und Friede auf Erden
Und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Das gab dem Andrefel endlich willkommenen Anlaß, um beizutreten auf seinen Freundnachbar. Aber dieser ließ ihn bald und rauh:

„Ist mir gehn, Andrefel! — Wir leben in einer schlechten Welt — in einer ganz schlechten Welt!“

Stand er auf und ging zu Bett. Den schönen buntgestickten Tabaksbeutel unterm Tannenbaum, den die Lisbeth letzten Wochen auf ihrer Kammer für den Vater gearbeitet würdigte er mit keinem Blicke.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage, dem Tage des heiligen Hans, kniete die Lisbeth in ihrer Kammer vor einer großen Kanne und trank in ihrem weißen Linnenzeug. Wie jedes Bauernmädchen in ihrem Alter, hielt sie diesen Teil ihrer Ausübung allerbesten Ordnung. Aber mit einer stillen Wehmuth hoben die starken Leinentücher, die Decken und all die Stücke von Bett- und Kleiderzeug sorgsam sortiert und dröhnend der Deckel ins Schloß.

Oft war sie in unbewachten Augenblicken schon vor dieser gestanden mit hochgerötetem Gesichtchen, und hatte sich Mädchenart gefreut an den vielen Effekten ihres jungen Stolzes. Wie oft hatte sie dann in hoffnungsfroher auf den wilden Sturm gehört in ihrem pochenden Herzen von ihm forttragen lassen auf die sonnigen Höhen einer Zukunft. Aber heute strömten die weißen Linnen einen traurigen Atem aus. Es war ein stummes, schmerzliches Abschiednehmen vom Mädchenraum.

Klopfte es an der Türe. Sie schreckte auf, als hätte man etwas Unrechtem ertappt.

„Was gibt's?! Wer ist draußen?!“

„Bin's, — die Gret! Ich will dir nur sagen, Lisbeth, der Brief ist unten. Er hat'n Brief für dich!“

Die Lisbeth stampfte Gottlieb, der Briefträger, den Schnee von ihren Wassertriefeln. Im nächsten Augenblick war Lisbeth die Treppe hinunter und nahm an der Haustür ein großes in Empfang — „Königliche Strafanstalt“ war darauf gedruckt und unten links stand geschrieben „Eigenhändig abzugeben“. „Er, kalt ist's, Fräulein Lisbeth, donterischlechtig kalt! Heute ist'm durch's Geblüt!“

„Nun, schenk dem Postgottlieb 'n Gläschen Kirchwasser ein, das rief die Lisbeth und eilte wieder die Treppe hoch. In ihrer Kammer hatte sie sich eingeschlossen und in nervöser Briefumschlag erbrocken. Dann las sie halblaut:

„Zelle Nr. 14, am Heiligabend.“

Mein liebes Flachsköpfle!

„Mir nicht böse, daß ich Dich so anrede, aber so lebst Du in Träumen. Du sollst keinen Brief erhalten von diesem wenigstens wollte ich keinen absenden. Ich mein', es müßte Unrechtes, etwas wie ein Frevel sein an Deiner reinen und jenen einzigen Stunden, die uns beiden allein gehörten. Heute am heiligen Abend muß ich immer an Dich denken, meine liebe Eltern und an meine frühesten Jugendzeit und das Gedenken, wieder menschenwürdig zu sein, ist über mich gekommen mehr denn jemals. Ich muß heute reden mit einem Menschen, der mir noch lieb ist auf dieser Welt, und dieser Mensch, kannst nur Du sein. Sei mir nicht böse.“

„Nun, was um mich herum ist, will ich Dir nichts Weiteres sagen. Es ist zu furchtbar, unsagbar schrecklich, und nur das allein, ich habe die fürchterliche Tat nicht begangen, wegen der ich hier alle die Schrecklichkeiten erdulden muß, — nur das ist mein Recht. Meiner Unschuld hält mich aufrecht. Heute drängt mich, Dir zu sagen: Lisbeth, bei allem, was mir heilig ist, bei meiner Liebe, bei meiner seligen Mutter, bei jenem letzten Abend unter der Linde schwör' ich Dir's — ich bin unglücklich. Du hast's nie anders geglaubt, ich fühl's, aber die Menschen haben schlecht an mir gehandelt. Oder war es mein Fehler? Ich weiß es nicht! Aber jener Abend! Lisbeth, ich dir. Täglich denke ich an ihn, so lange, bis ich schlafen und

träume. Es sind mir dies die einzigen lieben und die einzigen gesegneten Minuten in meiner Einsamkeit.

Lisbeth, ich danke Dir, Du warst so gut zu mir, so lieb und so gerecht. Und ich war glücklich. Zum ersten Male so recht von innen heraus glücklich, — bis ich am andern Morgen erwachte. Manchmal — und das sind die schlimmen Minuten, Lisbeth, manchmal steigt es mir bitter hoch gegen Gott und gegen die Menschen. Dann fühle ich eine wilde, unbefriedigte Kraft in mir und ich rüttle in furchtbarem Zorne, den ich nicht unterdrücken kann, an meinem armseligen Fenstergitter wie ein wildes Tier, ich kann es nicht anders sagen, bis ich dann mit der menschlichen auch an der göttlichen Gerechtigkeit verzweifle und halb ohnmächtig auf meine harte Pritsche falle. Das sind keine gesegneten Minuten, aber sie sind seltener wie zu Anfang.

Lisbeth, Du mußt nicht denken ich bin krank, — aber man hat ja so grausam viel Zeit zum Denken!

Nun habe ich noch zum Weihnachtsfest eine große und bringende Bitte an Dich, mein liebes Mädel: Vergesse mich! Werde glücklich auf Erden, ich segne Dich. Wenn ich die fünf Jahre hier durchhalte, was ich ganz in Gottes Willen lege, passe ich nicht mehr unter die glücklichen Menschen. Der Fluch, der auf diesem Orte liegt, wird an mir haften durch mein ganzes Leben, und für die Menschen bin ich ein Verbrecher, ein froher Mensch kann ich nimmer werden. Vergesse mich, mein Flachsköpfle, und laß mir die Erinnerung an zwei süße, glückliche Stunden unter einer alten Märchenlinde angesichts des Waldes — der freien, herrlichen Natur!

Lebewohl, Lisbeth, vergesse mich und werd' glücklich. Grüß' mir die Bürgelhalbe, den Heinbodel und — meine Tannen!

Ich verbleibe
Dein Martin.“

Quer am Rand stand noch: „Wenn Du willst, sage auch an meine Vase, die Kernchristel, von mir Grüße weiter.“

Mit Unterbrechungen hatte die Lisbeth den Brief zu Ende gelesen. Nun saß sie und — weinte. Lange und still weinte sie in sich hinein, bis sie sich plötzlich selbst darüber wundern mußte. Wie lange war es her, daß sie nicht mehr geweint hatte?! Doch wohl drei Wochen. Und warum? War sie nicht sehr unglücklich geworden in ihrem jungen Leben? Warum aber hatte sie nicht mehr geweint? Dann mußte sie unwillkürlich daran denken, wie viele Wochen inzwischen vergangen sind, daß sie nicht mehr gelacht?! Und sie hatte doch so viel gelacht damals, und so gern. — Es ist klar, sie hatte beides verloren, das Weinen und das Lachen. Nun kam der Brief und hatte ihr das eine wieder gegeben. Sie war nicht mehr so arm, sie hatte wieder Tränen. Langsam rollten sie über den Brief und die harten Buchstaben verflossen mit ihnen auf dem Papier.

Da saß sie nun wie in feierlicher Erlösung und wiederholte immer seine Worte: „Vergesse mich und werd' glücklich.“

Und weinte immer wieder von neuem.

(Fortsetzung folgt.)

In russischer Gefangenschaft.

Skizze von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Wie oft soll ich Ihnen noch sagen, daß der Herr Baron keine Änderung in der Arbeitseinteilung gestattet“, schrieb Inspektor Urra wütend und wandte sich zum Gehen.

Ignaz Ciejski vertrat ihm den Weg. Drohend, mit geballten Fäusten stand er vor ihm: „Dann ich werde Arbeit niederlegen“, knirschte er. Seine Augen funkelten tödlich. Er machte den Eindruck wie ein zum Sprung bereites Raubtier. In unwillkürlicher Abwehr hob Urra den Arm.

„Was geht hier vor?“ dröhnnte die tiefe Stimme Baron von Donops durch die leidenschaftsdurchbeulte Stille des Gutshofes.

Der Inspektor erstattete Meldung. Die russischen Schnitter wollten zum foundsovielten Male durchsehen, daß Akkordarbeit eingeführt würde. Und zum foundsovielten Male hatte Urra dem Vorkühner bedeutet, daß daraus nichts würde.

Mit allen Zeichen der Ungeduld hatte Ciejski zugehört. Jetzt großte er mit einem wütenden Blick auf Urra:

„Ich habe nur für mich gebeten. Ich kann nicht mit dem andern zusammen — heute —“

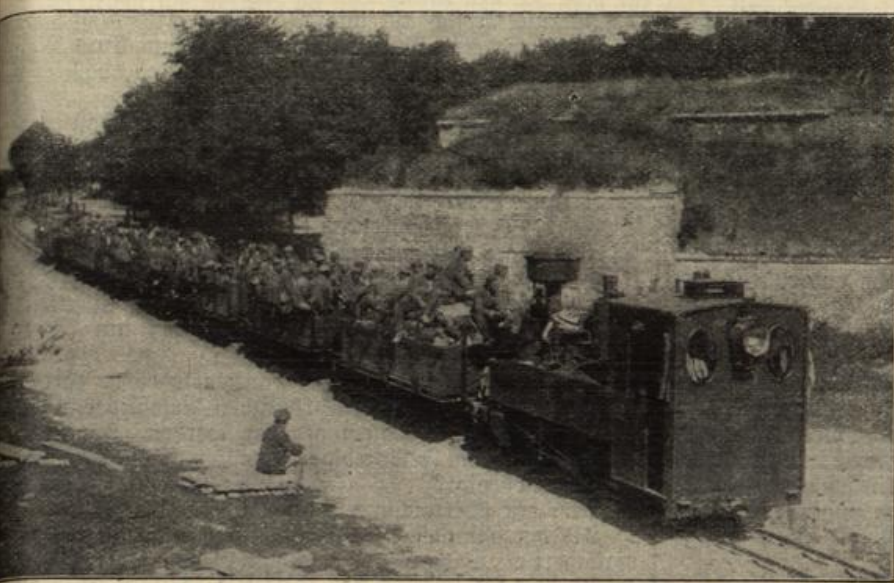
„Davon war keine Rede —“ fuhr der Inspektor ihn an.

„Sie haben gleich geschrien und abgeschlagen“, trumpfte der Schnitter auf.

„Lassen Sie gut sein, Urra“, sagte der Baron, der während des Streites überlegt hatte. Der Mann hatte gestern seine Frau begraben; am Ende war es zu verstehen, wenn er den Wunsch hatte, allein zu arbeiten. „Ich will eine Ausnahme mit Ihm machen“, fügte er zu dem Schnitter gewandt hinzu, „aber daß Er sich nicht einfallen läßt, mir die andern aufzuheben!“

Dankbar wollte der Mann nach der Hand des Brotherrn haschen, um sie zu küssen.

vierig
i w
it de
Baron
wen
r Le
hatte
imme
Sch
n mal
Und
aus
rt. —
Me
ute
ang
in
ng ge
h er
zur
Wec
lam
E
die
als
kten
er nicht
der
noge
als
aus
m bl
er do
reißt
ient.
im
ch all
w
Da
gen
ge al
te. 2
W
hafte
n la
eges.
berg
tag
nen
hen.
entl
nach
als d
hten.
Hilf
Ware
rungen
ge M
eben
acht,
ch de
gen.
Stad
richt
en Mann,
um seine
Begang
zu erstatten.
schief
feldwe
blieb wie
nen,
aufgehal
zu
wim
stehen. Er
schien
die Sen
ken; da
fiel sein
nn, d
den Baron.
Ein
Ruff
schein
ging über
ern
tergebr
äuntes Ge
ert a
Bani Donop",
rief
a ge
rückte sich,
als ob er
te
mel des
Barons
küß
suchte.
Er be
sann sich
hre
stelte ihm
die Hand.
da
Alexei,
Mischko",
einigen
Soldaten
eilig
herzuta
men.



Truppentransport auf einer Feldbahn. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

nehmen. Nur mit Ausbietung der äußersten Kräfte | es gnädig mit mir machen!"
ten die Deutschen sich zu halten. Sie konn
nicht hindern, daß der Kriegsfreiwillige
Donop, der mit einer größeren Patrouille
hicht worden war, abgeschnitten wurde und
angenschaft geriet.

war nun das Ende der kurzen Herrlichkeit!
von Donop fluchte wütend in sich hinein,
er mit seiner kleinen Schar in das nicht
fernte russische Lager geleitet wurde. Finster
Stunde um Stunde. Niemand hatte Zeit,
die Gefangenen zu kümmern. Ein Gefecht
Gänge, dessen Lärm aus nächster Nähe her
will. Das schien alle in Atem zu halten.

Es dämmerte bereits,
als die Russen zurück
kehrten, eilig, ungeord
net, als ob sie minde
stens im Rückzug, wenn
nicht gar auf der Flucht
seien. Befehle wurden
erteilt, Schimpfen und
Schreien erscholl. Der



Professor Haber,

des Kaiser-Wilhelm-Instituts
für physikalische Chemie, der Erfinder einer
der Munitionsherstellung
eine Chlorsäure.

dem die Bewachung
angen obgelegen
trat in dienstlicher
vor einen hochge
nen Mann, um seine

Begang zu erstatten.
schief
feldwe
blieb wie
nen,
aufgehal
zu
wim
stehen. Er
schien
die Sen
ken; da
fiel sein
nn, d
den Baron.
Ein
Ruff
schein
ging über
ern
tergebr
äuntes Ge
ert a
Bani Donop",
rief
a ge
rückte sich,
als ob er
te
mel des
Barons
küß
suchte.
Er be
sann sich
hre
stelte ihm
die Hand.
da
Alexei,
Mischko",
einigen
Soldaten
eilig
herzuta
men.



Die Kroatin Stefa Jatica,
die den Feldzug an der Seite ihres
Gatten tapfer mitmachte und zum
Korporal befördert wurde.

"Bani Do
nop," tönte
es freudig
in allen
Tonarten
und alle
drängten
sich um den
ehemaligen
Brotherrn,
um ihn zu
begrüßen.
Der muß
te lachen,
als er seine
einstigen
Schnitter
erkannte.

"Ja, Kin
der," sagte
er kläglich,
"das ist nun eine verteuflte Geschichte,
daß ich hier euer Gefangener sein soll. Aber
ihr werdet



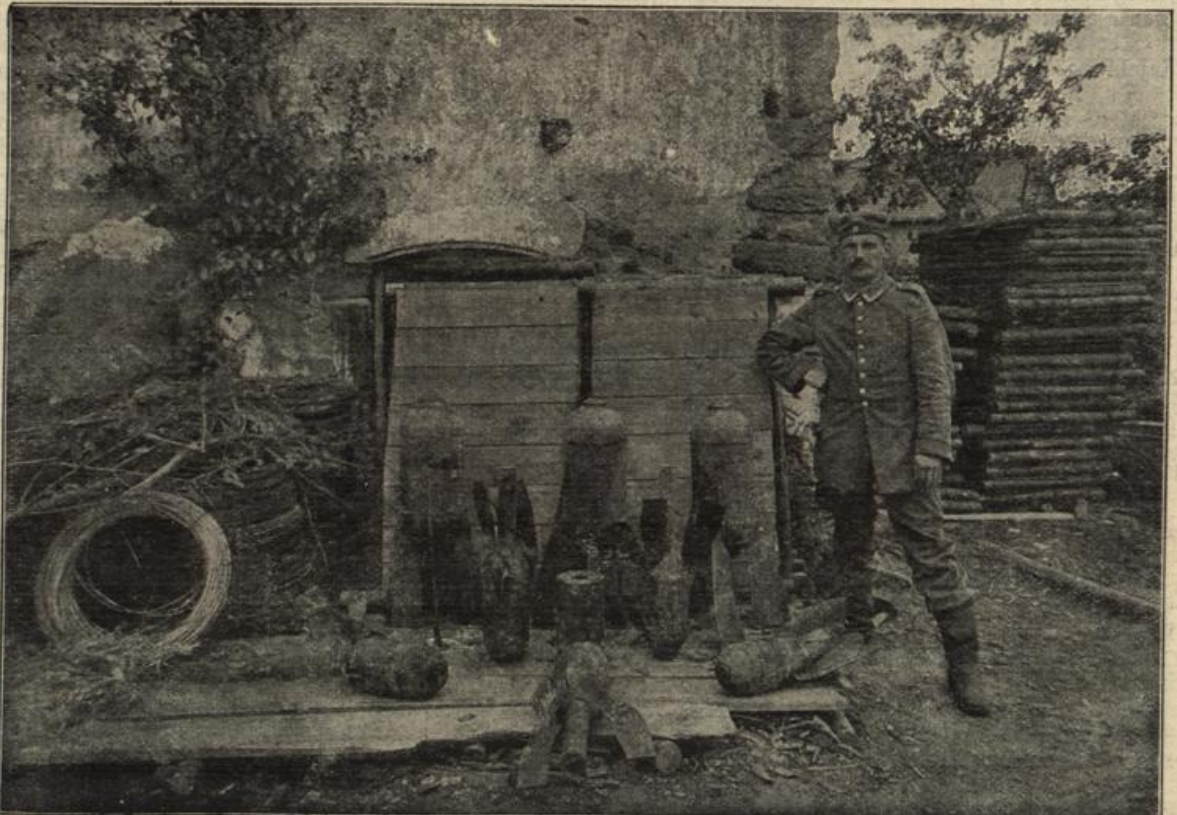
Schützengraben-Kanone zum Werfen
von Fliegerminen. (Franz. Phot.)

Die Russen wech
selten Blicke. Cie
fiski nahm zwei
von den Leuten
beiseite und sprach
hastig auf sie ein.
Dann riß er einen
Zettel aus seinem
Notizbuch heraus
und schrieb einige
Worte drauf. Den
drückte er dem ei
nen in die Hand.
Er tat plötzlich sehr
erhaben.

"Will der Kerl
mich etwa seine
Macht fühlen las
sen? Dann pfeif
ich ihm auf seine
ganze Wiedersehenskomödie! Der Ruckuck soll ihn
holen!" dachte Donop empört.



Armbrust zum Granaten-Schleudern.
Französische Photographie.



Vom Kriegsschauplatz in den Vogesen: Eine Sammlung französischer Minenblindgänger, deren größte über
einen Zentner wiegen. Phot. Wipperling.

Ciejski wandte sich zum Gehen. Er grüßte, jedoch nicht weniger als unterwürfig, und entfernte sich rasch.

Die deutsche Patrouille mußte antreten und wurde von den dereinstigen Schnittern fortgeleitet. Der Baron mochte nicht fragen, wohin es ging. Die Nacht sank schnell herab und machte es ihm unmöglich, sich zu orientieren. Niemand sprach ein Wort. An den Deutschen fraß Bohn und Bitterkeit. Dazu gesellten sich Müdigkeit und Erschöpfung.

Nach langer Zeit befahl der Russe, der die Führung hatte, den Gefangenen, sich zu lagern. Fast augenblicklich schloß Donop ein. Als er erwachte, war die Sonne schon aufgegangen und ließ das junge Grün des Waldes hell aufschimmern. In einiger Entfernung erhoben sich die zerflossenen Mauern und Türme der Stadt, die ihm selbst bekannt vorkam.

Der Baron mußte sich erst besinnen, wo er war. Dann fiel ihm das Bewußtsein seiner Gefangenschaft schwer auf die Seele. Gab es gar kein Entrinnen? Er blickte um sich: die Kameraden schliefen noch — aber wo waren die Russen? Weit und breit war nichts von ihnen zu sehen. Da knisterte etwas in seiner Hand. Er hob den schmutzigen Zettel auf und las, was in ungefügten, kaum leserlichen Buchstaben darauf stand: „Bani Donop mag laufen, weil er so ein guter Herr war. Ciejski.“

Der Könige Hand reicht weit.

Wenn Friedrich der Große zur Heerschau nach Küstrin ging, nahm er gewöhnlich seine Wohnung bei einem Dorfgeistlichen in der Nähe von Küstrin. Nach seiner humanen Weise unterhielt er sich oft mit seinen Wirten in solchen Quartieren. Auch mit diesem Landpfarrer ließ er sich gern in ein Gespräch ein, weil er in ihm einen geistlichen Kopf fand, der ihm über alles seine Meinung mit kindlicher Freimütigkeit sagte. Einst fragte ihn der König: „Hat Er auch eine Bibliothek?“

„O ja, Ew. Majestät, aber sie ist so, wie sie ein armer Landpfarrer nur haben kann.“

„Lasse Er sie mich sehen!“

Der Prediger führte nun den Monarchen in sein kleines Studierzimmer und zeigte ihm einige wenige theologische Schriften, Predigten und dergleichen.

Als der König sie durchgesehen hatte, sagte er: „Ei, die Bücher taugen nichts, Er muß sich bessere anschaffen.“

„Dazu fehlt es mir an Geld, Ew. Majestät.“

„Dafür lasse Er mich sorgen, setze Er sich hin und schreibe Er, ich werde Ihm diktieren.“

Der Geistliche gehorchte und der König diktirte ihm die Titel von Schriften von Voltaire und dergleichen, und sagte dann: „Solche Bücher muß Er kaufen, und wenn Er nicht Französisch genug versteht, so schaffe Er sich die Übersetzungen davon an. Ich schenke Ihm dazu fünfhundert Taler.“

Der Prediger bedankte sich, erhielt das Geld und befolgte den Befehl des Monarchen.

Das Jahr darauf fragte Friedrich den Pfarrer bei der Musterung, ob er auch die ihm empfohlenen Bücher gekauft habe?

Der Pfarrer bejahte die Frage und der König ließ sich die neuen Bücher zeigen; er durchblätterte sie und da er fand, daß sie fleißig gelesen worden waren, sagte er: „Ich sehe, daß Er Lust hat, sich zu unterrichten; ich werde Ihm noch fünfhundert Taler schenken, dafür kann Er sich wieder andere wichtige Werke anschaffen.“

„Ich danke untertänigst, da aber Eure Majestät so gnädig sind, so hätte ich eine andere Bitte.“

„Lasse Er hören!“

„Meine Pfarre trägt nur ein paar hundert Taler ein, ich habe eine Frau und Kinder, ihr Unterhalt und ihre Erziehung wird mir sehr schwer. Wenn Eure Majestät geruhen wollten, mir eine bessere Pfarre zu verleihen, so würde ich ein solches Gnadengeschenk nicht weiter bedürfen und dabei imstande sein, mir aus eigenen Mitteln die nötigen Bücher kaufen zu können.“

„Ja, darin kann ich nichts tun, das ist des Ministers Zedlitz Sache, bei dem muß Er sich melden.“

„Da möchte wohl die Reihe noch lange nicht an mich kommen.“

„Nun, so melde Er sich einmal bei mir, wenn eine passende Stelle für Ihn frei wird, ich will dann sehen, was ich für Ihn tun kann.“

Der Pfarrer hatte dieses Gespräch nicht vergessen. Einige Jahre später starb der geistliche Inspektor in Bunzlau und der Pfarrer erhielt davon gerade um die Zeit Nachricht, als der König zur Musterung wieder nach Küstrin kommen sollte. Kaum war Friedrich bei ihm abgestiegen, so bat er ihn um die Inspektorstelle.

„Ja,“ sagte der Monarch, „da muß Er sich an Zedlitz wenden; reise Er nach Berlin und melde Er sich bei dem.“

„Ach, das wird wenig helfen, wer weiß, ob ich noch vorgelassen werde, es sind gewiß viele Bewerber.“

„Berufe Er sich auf mich.“

„Das wird er mir nicht glauben. Wenn Eure Majestät nur ein paar Zeilen schriftlich geben wollten, daß ich die haben sollte, das wäre etwas anderes.“

Der König schrieb nun mit kurzen Worten, daß er dem Pfarrer... die erledigte geistliche Inspektion in Bunzlau erteile.

„Da hat Er, was Er wünscht,“ sagte der König, „nun damit nach Berlin, bitte Er aber erst den Minister Zedlitz an, denn auf den kommt es doch hauptsächlich an, daß ich auch nichts vorschreiben.“

Mit der Kabinettsordre in der Tasche, machte sich der Pfarrer auf den Weg, ließ sich in Berlin bei dem Staatsminister Zedlitz melden und bat, befohlenermaßen, um die Bestallung des Inspektorpostens.

„Das kann nicht geschehen,“ antwortete der Minister, „Stellen sollen nach dem ausdrücklichen Befehl des Königs lang gediente Feldprediger gegeben werden. Ich habe sie auch schon einem Feldprediger erteilt und die Bestallung reits ausgefertigt.“

Nun erst überreichte der Pfarrer den Befehl des Königs.

Als der Minister denselben gelesen hatte, sagte er: „Ich habe verändert die Sache; der König hat Ihnen ausdrücklich die Inspektion erteilt. Es tut mir um den Feldprediger leid, aber ich muß gehorchen. Ich wünsche Ihnen Glück zu dieser Beförderung.“

Der Dorfgeistliche trat nun sein neues und sehr einträgliches Amt an und lebte in Bunzlau einige Jahre in großer Zufriedenheit. Es wurde aber dann eine Konsistorialstelle in Potsdam erledigt, und im Vertrauen auf die Gunst des Königs beschloß sich unmittelbar darum zu bewerben. Er reiste also eilfertig nach Potsdam und trat vor den König.

„Wie geht es Ihn?“ fragte ihn der Monarch.

„Nicht gut, Ew. Majestät, aber der Mensch behält doch noch etwas zu wünschen übrig.“

„Das muß auch sein!“

„Da hätte ich nun auch wohl noch eine Bitte. In Potsdam eine Konsistorialratsstelle frei geworden, wenn Ew. Majestät Gnade haben wollten, mir solche zu verschaffen.“

„Er weiß ja, daß ich dabei nichts tun kann, das muß der Minister Zedlitz abmachen.“

„Wenn Ew. Majestät mir wieder ein gnädiges Schreiben an Ihn mitgeben wollten.“

„Ja, einmal geht das wohl, aber nicht öfter. Der Pfarrer ist ein eigener Mann, der läßt sich nicht viel vorschreiben. Ich will sehen, Er soll einen Brief an ihn mit nach Berlin bringen, Er mir hernach darüber Bescheid.“

Voller Hoffnung entfernte sich der Inspektor und am nächsten Morgen erhielt er ein Kabinettschreiben an den Minister. Daraus erfuhr er, daß er sich nach Berlin und überreichte es mit dem Brief an die Konsistorialstelle. — Als der Minister es entgegengenommen, fand er darin den Befehl: den Bittsteller mit seinem Gesuchen abzuweisen, da es den Anschein gewinne, daß er seinen Bewerbungen sonst nie ein Ziel setzen werde.

Mit kurzen Worten erklärte ihm also der Minister, daß er die nachgesuchte Stelle schlechterdings nicht erhalten würde und entließ ihn, nicht wenig betroffen, über eine so niedrige Antwort. Unmutig kehrte er nach Potsdam zurück und ließ bei dem Könige melden. Als er vorgelassen wurde, reichte Friedrich sogleich an:

„Nun, wie ist es abgelaufen, hat Er die Stelle?“

„Ach,“ erwiderte der Inspektor mit traurigem Tone, „der Minister hat sie mir gänzlich abgeschlagen!“

„Sieht Er nun wohl, daß ich recht habe. Einmal ist es wohl so etwas gefallen, aber nicht öfter. Ja, wenn er mich so kann ich nichts machen; er wird sonst verdrießlich und dann darf ich ihn doch nicht, sonst ist er imstande und nimmt sein Geschick und ich kann ihn doch nicht entbehren. Reise Er nach Gottes Namen nach Hause und bleibe Er, was Er ist, das ist wohl das Beste sein.“

Muß jedes Mädchen für einen Verführer erzogen werden?

Von Julia Alice Windmüller. (Nachher.)

Sehr häufig ist man mir mit der Frage entgegengetreten: „Warum arbeitest du eigentlich so viel, und warum suchst du Geld verdienen? Du hast es doch gar nicht nötig.“

Wann beginnt die Notwendigkeit des Verdienens? Soll ein Mädchen warten, bis die Sorge an sie herantritt, mit eisernen festen Klammern sein ängstlich klopfendes Herz zusammenpreßt? Dann kommen die vielen, die sich selbst ungemein weise halten, mit sogenannten „guten Rat schlägen“

gen überlegen sich vorher, ob ihre Vorschläge sich auch für Individualität des Mädchens eignen. Ein geistig freier Mensch, als Stütze, Gesellschafterin oder Haushälterin einfach oder sich seelisch entschlossen unglücklich fühlen. Wie selten es vor, daß einer jungen Dame gestattet wird, ihre künstlerischen Fähigkeiten weiter zu pflegen, obwohl ihr dieses bei Anstellung versprochen wurde. Sie muß sich eben, durch gezwungen, hineinschreiben, „Maschine“ zu sein, deren Werk unermüdlich jeden Tag in gleicher Weise abläuft. Und warum übt sie denn nicht ihre Kunst aus?“ wird vielleicht der Leser denken. Zum Ausüben irgendwelcher Kunst bekommt sie sehr viel Geld, um die Kosten der Ausbildung zu bestreiten, und zweitens muß man heutzutage sehr begabt sein, um der Öffentlichkeit bestehen zu können.

Erlaube mir, Ihnen einen Fall darzustellen. Die Eltern genügt ein mittelmäßiger Unterricht; denn sie hatte es ja nicht nötig, für Geld zu arbeiten. Doch das Geld heran und versuchte, sich sein Taschengeld selbst zu verdienen. Für die viele Arbeit gab es schlechte Bezahlung; man hatte es ja nicht nötig, darauf zu sehen.

Der Vater stirbt. Aus dem Taumel des gesellschaftlichen Lebens wird das arme Mädchen in die nüchterne Wirklichkeit gedrückt. Für billiges Geld bietet es sein Können dar, und es bemüht sich natürlich auch Leute, die gern die Gelegenheit benutzen, Unterrichtsgeld zu sparen. So vergehen die Jahre; der Unterricht mehrt sich, aber anstatt das Geld für elegante Toiletten zu bekommen, wie es die Freunde der früheren, besseren Zeiten anbot, legt sich das Mädchen ein geistiges Kapital damit an. Es ist ihm die Einsicht gekommen, daß man hart an ihm gearbeitet hat durch die mangelhafte Ausbildung in der Jugend, und emsigem Fleiß beginnt es, die Lücken zu ergänzen. Gute Freunde in der Stadt, helfen in freundschaftlicher Weise, seine in Können des Mädchens zu heben und zu veredeln. Mit freudigem Eifer und achtet nicht auf die spottenden, seinen Reden seiner „lieben“ Mitmenschen. So bringt es das Mädchen zu einem Können, das weit über den Dilettantismus hinausgeht, aber zum Kunstertum reicht es nicht.

Das ewig Wechselnde, das Privatstunden mit sich bringen, stürzliche Absagen und Verschieben der Unterrichtsstunden, dem armen Mädchen Mut und Zuversicht. Es versucht, im Kunstinstitut als Lehrerin anzukommen, ungeachtet der geringen Bezahlung, die seiner dort harret. Der Direktor, ein tüchtiger Herr, erklärt der Enttäuschten, daß er nur solche engagiere, die pädagogisch ausgebildet seien. Ein schüchtern Hinweis auf die guten Zeugnisse der Lehrer nützt nichts. Am Tage werden nur staatlich geprüfte Lehrerinnen engagiert. Die Nichtigkeit dieser Ansicht leuchtet dem Mädchen ein, mit dem es jetzt auf die guten Lehren verzichtet und sich drei Jahren seinem Studium hingeben, das Lehrkräfte leiten, die sich in gewohnten nicht messen können? Außerdem kommt ihm einmal mit Schrecken zum Bewußtsein, daß ein Mädchen wenn es die dreißig überschritten hat. „Warum?“ In Variationen geht ihm diese Frage im Kopf herum.

Man läßt ihr wohlhabenden Eltern nicht ausnahmslos der Tochter einen Beruf ergreifen? Können ihr den Mädchen eine Garantie bieten, daß sie nie in die Lage kommen werden, verdienen zu müssen? Wie wollt ihr dann vor euren bestehen? Wie viele Frauen finden nicht das erste Heil in der Ehe und leben weiter mit dem ungeliebten Mann, auf seine Unterstützung angewiesen sind. Es gehört ein großer Mut dazu, die Bande und Fesseln des Familienlebens zu lösen. Die begabteste Frau ist vogelfrei ohne den Schutz der Eltern, und wieviele werden ein Opfer derer, die ihnen in den Zeiten „helfen“. Ich nehme an, ein Mädchen aus dem Hause sucht Betätigung. Entweder fehlt ihm die nötige Energie, ein Examen zu machen, womit ich nicht behaupten kann, nur arme Mädchen dieselbe besitzen; denen eröffnen sich Erwerbsquellen, die für ein Mädchen aus gesellschaftlichen Kreisen ausgeschlossen sind, oder die Eltern sind absolut gegen eine Berufung irgendeines Berufs.

Dem Mädchen lebt das heiße Sehnen nach der Mutter. Jedem ist es vergönnt, dieses höchste Glück auszukosten. So unendlich viele Mütter, die ihren Kindern nicht das Beste, was die Natur ihnen auferlegt. Krankheit, rastloses Verhindern sie daran. Da liegt euer Arbeitsfeld, ihr Mädchen! Ihr eure große Liebe nicht am eigenen Fleisch und Blut zu verlieren! Küßt die armen, mutterlosen Kleinen ein in der liebevollen Liebe und umgibt sie mit eurer Fürsorge. Bringt Freude in die Heime der Blinden und spendet ihnen das Beste der Kunst, die sie mit dankerfülltem Herzen aufnehmen. Selbstbildung ist die schönste Tugend des Weibes.

Und vergeßt nicht, ihr Eltern, daß es weder unnütz verwandte Zeit noch verschwendetes Geld ist, was ihr und eure Töchter für die Erlernung eines Berufes angewandt habt. Eure Tochter wird in jeder Lebenslage daraus Nutzen ziehen. Nichts trägt mehr zur harmonischen Entwicklung bei, als genaue Zeiteinteilung und ernste Arbeit. Kein Dilettantismus, der heute dieses morgen jenes mit Freude, doch oberflächlich betreibt, sondern ernste Arbeit und wahres Streben und Gründlichkeit in der Ausbildung zu einem bestimmten Berufe.

Wenn sich eure Tochter später verheiratet und in Verhältnisse kommt, die eine weitere Berufsarbeit nicht mehr gestatten, so bleibt doch die Charakterschulung, die Selbstständigkeit, die rasche Übersicht, das Verantwortlichkeitsgefühl, kurz der geschulte Verstand, der es ihr möglich macht, sich in jede Lage zwanglos zu finden. Durch ihre infolge der früheren Berufsarbeit entwickelten Eigenschaften ist sie ihrem Gatten eine wertvolle Stütze, ein guter Kamerad. — Unendlich rasch haben sich die Anschauungen über die Berufsarbeit der Frau geändert. Noch vor kaum zehn Jahren wurde die Frau im Beruf noch über die Achsel angesehen, sie galt wohl als gesellschaftlich gesunken. Langsam hat sich diese Anschauung glücklicherweise geändert. Heute gilt auch für das junge Mädchen: „Arbeit schändet nicht, Arbeit ehrt.“

Der Mutter Lied.

Es sang in ferner Kinderzeit
Die Mutter mir ein Lied,
Das mir noch heut', wenn ich im Leid,
Leis durch die Seele zieht.

So milde klingt's, so süß von Laut,
Und birgt so tiefen Trost,
Als hätt', wie einst, mich lieb und traut
Der Mutter Hand gekost.

Als hätte segnend sie geruht
Wie einst auf meinem Haupt.
Was so ein Mutterlied doch tut
Im Leid, hätt's nie geglaubt.

Johanna Weiskirch.

Fürs Haus

Waschbare Tischläufer

sind stets ein willkommenes Geschenk, denn sie sind in jedem Hausstand in mehreren Exemplaren verwendbar, und so läuft man nicht Gefahr, eine Enttäuschung statt einer Freude zu bereiten, wie das bei anderen Handarbeiten leicht einmal der Fall sein kann.

Selbstverständlich muß man in erster Linie darauf achten, daß die verwendeten Garne absolut farbenecht sind, man wähle deshalb nur solche aus ersten Fabrikaten und überzeuge sich in zweifelhaften Fällen durch vorheriges Überbrühen davon, ob sie sich als ganz zuverlässig erweisen. Der nebenstehend abgebildete Tischläufer ist in nur zwei Farben, Grün und Orangegeles, ausgeführt, und zwar sind die heller erscheinenden Partien mit grünem, die dunkleren mit gelbem Garn gefärbt. In dieser Ausführung eignet er sich jedoch nur für einen Tisch, der mit weißem oder in der Farbe harmonisierendem Geschirr gedeckt ist, zu blau oder rot decoriertem Porzellan würde er zu lebhaft wirken. Gerade bei diesem Muster ist es ratsam, sich möglichst nach den Farben des Speisewerks zu richten, die etwas massigen, dichtgefüllten Formen des Musters sind geeignet, einen etwaigen Kontrast allzudeutlich zu betonen. Als sommerliche Handarbeit ist die Anfertigung eines Tisch-



läufers schon deshalb zu empfehlen, weil er sich in bescheidenen Dimensionen hält und deshalb leicht auf den Balkon, in den Garten oder selbst auf einen kleinen Ausflug mitgenommen werden kann. U. Sch.

Allerlei

Unzweifelhaft. Chef: „Sie haben ja Herrn Baron Red einen ziemlich großen Kredit eingeräumt. Ist der Mann denn auch gut?“ — Verkäufer: „Unzweifelhaft, er ist doch sicher sehr reich.“ — Chef: „Woher können Sie das denn wissen?“ — Verkäufer: „Weil er feinalt und häßlich ist, während seine Frau jung, blendend hübsch und schid ist.“

Bonaparte und die Republik San Marino. Als Bonaparte Italien erobert hatte, ließ er der Republik San Marino den Gruß der Freundschaft der großen Republik überbringen und versprach ihr einige Kanonen, Getreide und eine Vergrößerung ihres Gebiets auf Kosten der Nachbarn. — Der Rat erwiderte: Die Kanonen würde er dankbar annehmen, das Getreide bezahlen, die Vergrößerung des Gebietes müsse er aber ablehnen, die Republik sei glücklich in ihrem alten Bestium und bitte nur um Erleichterung des Handels. Bonaparte ließ die Sache auf sich beruhen, an das Kanonengeschenk wurde nicht weiter gedacht.

Im bayerischen Erbfolgekriege wurde ein Studiosus der Rechtsgelehrtheit als militärpflichtig in ein Regiment gestellt. Er reichte bei Joseph II. eine Bittschrift um seine Entlassung ein, und hatte unter anderem zur Begründung seines Gesuches angeführt: „Ich habe mich mit Eifer der Rechtsgelehrtheit gewidmet und nach den anliegenden Zeugnissen bereits so viele Kenntnisse erworben, daß ich bei fortgesetztem Fleiße in meinen Studien Ew. kais. Majestät mehr nützliche Dienste zu leisten hoffen darf, als wenn ich in einem Regimente als gemeiner Soldat dienen müßte. Der Kaiser antwortete ihm: „Es scheint, daß Ihr vergessen habt, wie ich einen wichtigen Prozeß mit dem Könige von Preußen zu schlichten habe; ich allein kann ihn aber nicht durchsetzen, daher brauche ich gerade Leute dazu wie Ihr, die mir dazu Beistand leisten. Ich sende Euch zwölf Dukaten als Geschenk; führt Euch gut auf, und ich gebe Euch mein Wort, Ihr sollt vorwärtskommen.“

Gefährliche Kerbtiere. Zu den gefährlichsten und darum schädlichsten Tieren gehören die Termiten, eine Ameisenart, die hauptsächlich in Indien und Afrika anzutreffen ist. Die Nester der Termiten sind in Hügelform gebaut, oft erreichen sie Manneshöhe. Niemals sind diese sogenannten Termitenhügel vereinzelt zu finden, sondern sie sind immer derartig zahlreich vorhanden, daß man von Termitenstädten sprechen kann. Im Innern Afrikas hat man die Anzahl der Termitenhügel auf bestimmten Länderstrichen nach Millionen geschätzt. Was für eine riesige Arbeit diese kleinen Tiere mit dem Bau ihrer Hügelstädte leisten, läßt sich daraus folgern, daß ein Mensch, im gleichen Verhältnis zu seiner Größe berechnet, einen Bau von 3000 Fuß Höhe aufzuführen müßte, um das zu leisten, was diese Ameisen mit einem einzigen ihrer Hügel an Höhe erbauen. Das Kunstvollste ist jedoch das Innere dieser Termitenbauten. Sie sind so großartig angelegt, daß der Menschgeist über die Intelligenz und das Sinnenleben dieser Tiere staunen muß. Nicht allein, daß der ganze Bau nach Stodwerken geordnet ist, so ist jedes Stodwerk genau in eine bestimmte Anzahl Zimmer, Gänge, Galerien eingeteilt. Alle Stodwerke sind miteinander verbunden durch Korridore, Säle, Vorratskammern, unterirdische Gänge sind vorhanden, kurz und gut, es sind derartig kunstvoll ausgeführte Bauwerke, wie sie der Mensch nicht zweckentsprechender nach einem bestimmten Bauplan anlegen könnte. Vielfach glaubt man in diesen Termitenhügeln nur Erdmassen zu erkennen; wehe dem, der jedoch der Zerstörungswut ihrer Bewohner in die Hände fällt. So schlief einst ein Araber des Nachts, ohne es zu wissen, auf einem Termitenhügel. Als er am andern Morgen erwachte, gewahrte er zu seinem Schrecken, daß er vollständig unbekleidet war. Die gefräßigen Termiten hatten seine Kleidung bis auf die letzte Faser zerstört. Aber nicht nur Kleidungsstücke, sondern auch Hausgeräte, Bücher, Leder, Fleisch, Gefäß, alles wird von ihnen vollständig vernichtet. In ungeheuren Scharen treten sie ihre Raubzüge an. So fielen im Jahre 1814 Termiten über den Palast des Generalgouverneurs in Kalkutta her und hausten hier derartig, daß der Palast einzustürzen drohte. Nur unter Anwendung hoher Kosten ließen sich die Tiere endlich beseitigen. Unzählige dieser Termiten, man spricht auch hier von Millionen, haben auch beim Bau der Kap-Kairo-Eisenbahn ihre Zerstörungswut bemerkbar gemacht. Eisenbahnschwellen, Telegraphenpfähle, selbst die Holzhütten der Bahnarbeiter wurden durch diese Tiere bis auf den letzten Staubeil vernichtet. Daher wurden alsdann die Eisenbahnschwellen und Telegraphenpfähle nur aus Stahl hergestellt, und die Stationsgebäude wurden aus galvanisiertem Eisen erbaut, wodurch sie der Zerstörungswut dieser zu einer förmlichen Landplage werdenden Tiere Einhalt gebieten konnten. H. M.



Schweizer Gebirgsinfanterie.
Waganzkolonne auf dem Marsch im Gebirge.

Gemeinnütziges

Heringskartoffeln. Gekochte Pellkartoffeln werden geschält und Scheiben geschnitten. Unterdessen dampft man Zwiebeln in Butter, Mehl, dann Wasser, Salz und wenig Essig daran. Nachdem es gekocht ist, tut man die kleingeschnittenen Heringe hinzu, kocht alles mit Kartoffeln durch und gibt noch etwas saure Sahne daran.

Frische Küchenträuter sind im Frühjahr sehr begehrt. Man fächelt die Frühernte dadurch, daß man noch jetzt von den einzelnen Kräutern einige Pflanzen in leerem Mistbeet oder kaltem Gewächshause einpflanzt.

Himbeeren, die keine Ausläufer geben, werden durch Stedholz gezogen. Man schneidet dieses von gut ausgetrockneten Ästen, schlägt es während der termoneate in Sand ein und streut es im Frühjahr in das freie Land aus.

Den Rosenschnitt lasse man bis im Frühjahr, denn es können bis in die trost Deckung Verluste eintreten. beschränke den Schnitt beim Rosen nur auf das Entfernen schwacher, unausgereifter Triebe, welche nur faulen.

Geranien kommen ins Winterquartier ohne zurückgeschnitten zu werden. Dies darf erst im Frühjahr geschehen, da sonst Winterfäule eintritt.

Für Birken ist die Herbstpflanzung sehr geeignet. Sie wachsen bei der Frühjahrspflanzung, da dieser Baumart der Saft früh abfließt. Bei älteren Exemplaren ist es gut, den Stamm in Stroh einzubinden.

Wer zu Rheumatismus neigt, sollte sich reichlich Bewegung in freier Natur machen und den Körper so in steter Weise abhärten. Die vielfach fehlende Abhärtung durch kalte Bäder bringt gewisse Gefahren mit sich und das Leiden wird hierdurch weilen verschlimmert. Dagegen sind sich Bäder von etwa 40 Grad Celsius und 10–15 Minuten Dauer gut bewährt.

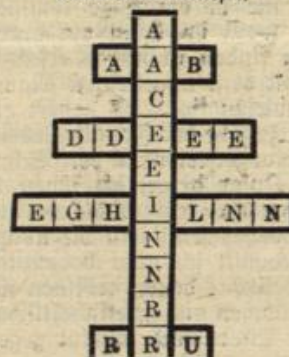
Grüne Tomatenfrüchte sind nicht wertlos; man sollte sie bei Beginn der Fröste abnehmen und zum Einmachen verwenden. Sie lassen sich ähnlich wie die Gurken einlegen.

Peterfischen am Küchenfenster haben neben dem praktischen Nutzen auch die Eigenschaft einer Zierde. Die beste für solche Kultur zu empfehlenden Sorten sind die moosrausen und farnkrautblättrigen Schnittpflanzen.

Homonym.

Du findest mich in jeder Kirche, Ich bin auch immer im Gebirge. Dem Fische bin ich immer eigen, Doch kann mich Dacht und Barock nicht zwingen. Julius Gald.

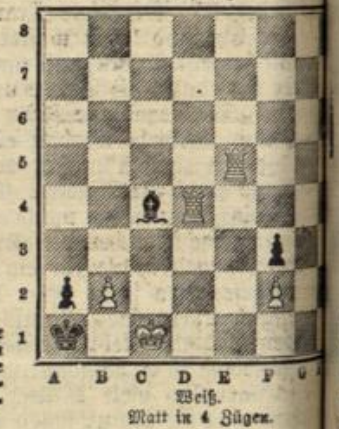
Tannenbaumrätsel.



Nach Ordnen der Buchstaben geben die hier Wogedten: 1) Einen Fluß. 2) Einen Baum. 3) Einen Kirchenbistoriker. 4) Eine türkische Bezeichnung. — Die mittlere senkrechte Reihe ergibt den Namen eines deutschen Heerführers. W. Spasich.

Problem Nr. 141.

Von B. Hälten in Pechla. Schwanz.



Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logograph: Worte, Karte. Des Bilderrätsels: Wel geht das Unglück durch die ganze Welt.

Alle Rechte vorbehalten. Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.